

Nach Afrika.

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Nr. 6.

Juni 1922.

Jahrgang 40.

Der Hochwürdigste Herr

P. Adalbero Fleischer

Apostolischer Vikar von Mariannhill.

Die Acta Apostolicae Sedis vom 12. April brachten die hocherfreuliche Kunde, daß unser Hochwürdigster Herr P. Generalsuperior durch Dekret vom 22. März zum Apostol. Vikar des neuerrichteten Vikariates Mariannhill ernannt wurde.

Dieses Ereignis erfüllt nicht nur unsere gesamte Genossenschaft mit großer Freude, sondern wird auch von den Angehörigen des zur Bischofswürde Berufenen und den Wohltätern der Mission freudigst begrüßt. Ein kurzer Lebensabriß des 48jährigen Vorstehers der Mariannhiller Missionskongregation und Apost. Vikars findet sich in der Mainummer des Vergißmeinnichts 1920.

freudigst bewegt rufen wir:

„Der Herr erhalte ihn ad multos annos!“

Nach Afrika.

Von P. Ignatius Arnö, R. M. M.

(Fortsetzung.)



Ich möchte ich nun weiterplauschen über meine Reise. Es ist bereits der 2. März und noch immer liegen wir verspätet in Lissabon. Doch hübsch der Ordnung nach und nicht vorgreifen! Ich verlor mich, soweit ich mich erinnere, in der Betrachtung des Meeres beim Verlassen des Biscaya-Golfes, der uns noch zum Abschied einen starken Wellengang entgegentrieb mit den unvermeidlichen Schaukelfolgen am Schiff und Wagen! Sonst lag man an windstillen Plätzchen den ganzen Nachmittag am Deck und unterhielt sich. Das war am Faschingsmontag, an dem wir fahrplanmäßig in Lissabon angekommen und auch wieder abfahren sollten. Der 28. Februar, Dienstag, brachte wieder regnerisches Wetter, das sich nach und nach aufheiterte. Alles

arbeitete an der Fertigstellung der Post für Lissabon, dem man immer näher kam. Schon das Bewußtsein allein, es kommt ein wenig Raft, hob die Stimmung der Passagiere, die zum größten Teil seekrank lagen oder wenigstens wie bleiche Schatten einherzlichen. Nach und nach füllte sich das Promenadendeck mit solchen armen Wesen und man sah die Auferstehung von manchen, deren Dasein auf dem Schiffe man schon fast vergessen hatte. Selbst P. Modestus wagte sich heraus und hielt ziemlich lange draußen aus! Bis Mittag hatte man 220 Seemeilen zurückgelegt und nun blieb noch die Restdistanz von 117. Die Uhr „blies“ man auch wieder 10 Minuten zurück. So verging der Festschingsdienstag auf dem Schiffe und als man zu Bett ging, atmete man doch ordentlich erleichtert auf bei dem Gedanken: Morgen landen wir in Lissabon!

So war es auch. Statt im Rauchsalon lajen wir zwei — P. Modestus war immer noch „tributpflichtig“ — die heilige Messe in unjerer Kabine, denn wir merkten einen auffallend ruhigen Gang des Schiffes. Wir gab es keine Ruhe. Ich eilte ans Deck und sah in der Dunkelheit auf beiden Seiten Lichter! Nach der hl. Messe des Hochw. P. Generals war ich alsbald wieder oben und hörte schon vorher, die Uhr sei um eine Stunde vorgerückt, während der Steward sämtliche Schläfer weckte, um sie zum Anschauen der Einfahrt in Lissabon aufzumuntern. Als ich mich oben umjah, erblickte ich das zarte, frische Grün an den Lehnen der Lissaboner-Hügel. Es war ein Reiz, das nach den kalten, nebeligen Tagen der unwirtlichen Fahrt an einem so herrlichen Morgen, wie es der 1. März, der Michermittwoch gewesen war, zu sehen. Wir standen gegen 7 Uhr früh mitten im mächtigen Tajo-mündungsgebiet, das ganze langgestreckte Lissabon in seiner ganzen malerischen Lage und in seinen satten Morgenfarben vor uns. Herz und Gemüt öffnete sich unwillkürlich. Und als das Horn halb 8 Uhr blies und die Glocke um 8 Uhr zum Frühstück rief, da war man eigentlich recht unwillig darüber, daß es schon wieder zum Essen ging, wo es so Schönes zu sehen gab. Bis es den Herrn Portugiesen beliebte, durch ein Motorboot über den Dzeandampfer die Vorerkundigungen einzuziehen, verstrich schon einige Zeit; vorher durfte unser „Assukuma“ nicht weiter. Unterdessen schauten und schauten wir bald immer wieder auf die schöne Landschaft, die sich vor uns ausbreitete zu beiden Seiten des breiten, schmutzigen Tajo. Die linde Luft, die aufsteigende Sonne, die herüberwinkenden Palmenbäume begünstigten alles! Ich glaube, daß kaum einer der Passagiere mehr krank war. Kranke schickt man ja nach dem Süden und im Süden waren wir doch jetzt! Daß ichs aber nicht vergesse: Als wir so sinnend dastanden, kam ein Herr auf uns zu — ein Schweizer, der jahrelang Farmer in Südafrika gewesen war und nun nach einem kurzen Besuch in der Heimat nach Inhambane zurückfuhr. Er fragte, wohin wir denn gingen, ob nach Mariannhill. Wir bejahten das natürlich und da fand der gute Mann schier kein Ende für das Lob Mariannhills und dessen Werk! Er sprach besonders von einem unserer Patres, mit dem er in Verbindung stand; er gestand, daß er, — obwohl er selber nicht katholisch sei, — doch schon oft in seinen verschiedenen Vorträgen auf Mariannhill hingewiesen und es als Muster hingestellt habe, das man ja besuchen sollte, um doch in jeder Beziehung dort zu lernen! Ja, als man an seinem Tische die Meinung laut werden ließ, wir Missionare sollten doch lieber daheim bleiben und die Leute lassen, wie sie sind, da verteidigte er uns mit sichtlicher Freude, nahm uns in Schutz vor der — Dame und meinte, wenn man es so treibe mit den Leuten (Schwarzen), wie er es mit seinen eigenen Augen gesehen und genugsam erfahren habe, daß man nicht nur zum Beten an-

leite, sondern auch zur Arbeit nach dem Grundsatz: Bete und arbeite, dann soll man den Missionären freie Bahn lassen, sonst freilich nicht. Auf das Lob, auf die Verteidigung, auf die Propaganda unseres Missionswerkes aus nicht kath. Munde bin ich — ich gestehe es — stolz! Das zählt mir mehr als das Lob, das mir vor kurzem über unser Wirken von einem kath. Oesterreicher ausgesprochen

wurde,
der Einblick
genug hat in
die Lage u.
Schwierig-
keit der
Dinge. Was
der gute
Schweizer
sonst noch
von persön-
lichen Opf-
ern der alles
verlassenden
Missionäre
sagte, über-
gehe ich. Ich
schreibe ja
kein Selbst-
lob auf Mis-
sionäre.

Vielleicht
besinnt sich
jemand, der
zufällig die
vorstehen-
den Zeilen
liest und
bricht nicht
ohne weite-
res, wie die
Dame auf
dem „Ussu-
kuma“, den
Stab über



Br. Markus, Br. Alexander, Br. Servulus
reisten nach Mariannhill.

unweit vom „Handelsplatz“ landeten, etwa einhalbneun Uhr morgens. Natürlich lief da Groß und Klein von Portugal zusammen, um uns anzustarren, als wären wir Menschen aus einer anderen Welt. Ein echt südländisches Bild entrollte sich vor uns, so wie ich's von meinen Studien in Italien her zu sehen gewohnt war; braunschwarze, zerlumpte, schmutzige, barfüßige Gestalten, und ein lautes Treiben verrieten den heißblütigen Südländer, bei dem es sehr rasch zum Streit und Schimpfswort kommt und allzuleicht zum Messer. So ähnlich ging es hier zu, während die Landungsbrücke angelegt wurde und einige Passagiere am Ziele ihrer Reise ans Land gesetzt wurden. Etwas enttäuscht war man, als man vernahm, daß erst am 2. 3. abends um 6 Uhr weiter-

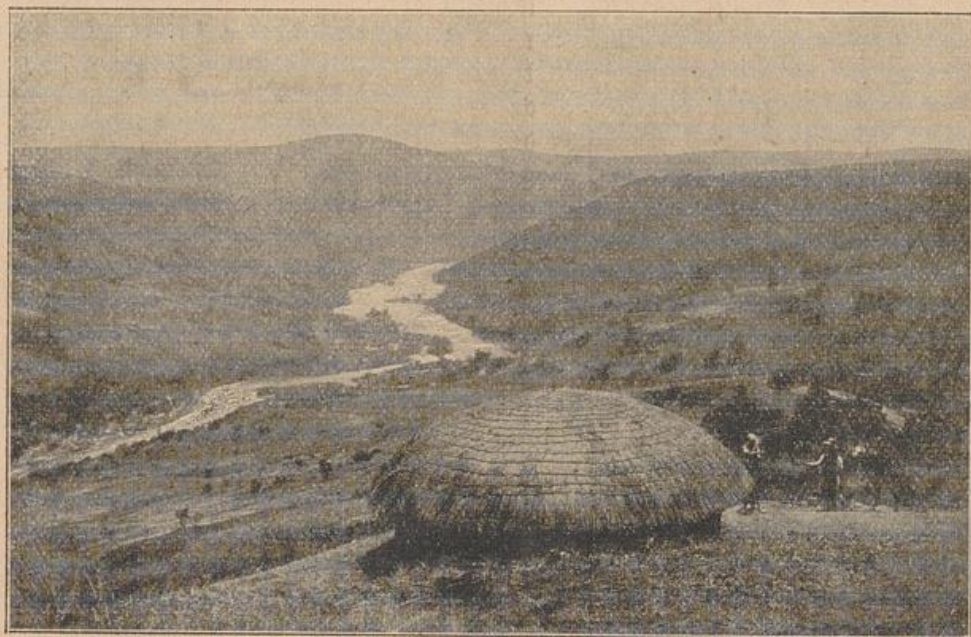
die Missio-
nen u. Mis-
sionäre.

Schau Dir,
lb. Freund,
den an, von
dem Du
sprichst und
das, was er
leistet und
dann erst
wage Dich
heran mit
Deinem un-
parteiischen,
vorurteils-
freien Wort!

Doch, ich
bin ja in Lis-
sabon! End-
lich führen
wir langsam
stromauf-
wärts und
wir hatten
gute Gele-
genheit, die
ganze Lage
der Stadt
vor unsern
Augen sich
entfalten zu
sehen, bis
wir bei den
Zollstellen

gefahren wird. Nun hieß es schnell Dispositionen für die 2 Tage zu treffen, die ja für uns drei nicht so schwer waren, da wir erstens die Sprache nicht verstanden und zweitens als arme Mönche keine weiten Sprünge machen konnten wegen der Valuta. Nachdem wir uns etwa ein Stündchen das lebhafteste Treiben an der Landungsstelle und die ringsum in der schönen, großen, buchtartigen Ausbreitung des Tajo liegenden Handels- und Kriegsschiffe und Torpedoboote angesehen hatten, wagten auch wir uns hinaus in den revolutionären, brodelnden Kessel Portugals, in das einst so glorreiche, jetzt eine so traurige Rolle spielende Lisboa des Portugiesen, das eben nach einer überstandenen revolutionären Woche etwas freier atmet und nun unter Aufsicht des Militärs seinen Tagewerken nachgeht. Die elektrische Straßenbahn z. B. besorgt z. Zeit notdürftig das Militär, da ein Streif die sonst Angestellten fernhält! Ja, Streif und Revolution ist das tägliche Brot jetzt in Lissabon, wie uns einer von den wenigen Ordenspriestern der Stadt später sagte. Ein trauriges Zeichen der Zeit. Eigentlich ziel- und planlos gingen wir in die Stadt und kamen zu einer kleinen Parkanlage, wo uns die ersten frischen Blumen und die schönen Blüten persischer Pfirsiche inmitten von Palmenbäumen begrüßten, unter deren Schatten wir in der schon brennenden Sonne ausruhten, denn wir hatten ja einige Seekranke in unserer Begleitung, die sich bald müde fühlten. Dann wanderten wir zur nahen Vinzenzkirche mit dem Mausoleum der portugiesischen Dynastien. Leider blieb uns beides verschlossen und wurde uns trotz des stärksten Pöbels nicht aufgetan. So zogen wir weiter, bis wir auf einmal in der gegenwärtigen, ich muß schon sagen, armjeligen Kathedrale waren. Auf dem Wege dahin setzte ein Junge dem P. Modestus einen — Revolver an die Brust. Zum Glück war es nur ein Spielzeug. Ob sich aber das hoffnungsvolle Bürschchen schon bei Zeiten üben und trainieren wollte?! Ueberhaupt waren wir viel von der schmutzigen Jugend in den ziemlich unsauberen Stadtvierteln begleitet worden, die uns immer wieder um Geld anbettelten. Ich nannte die Kathedrale armjelig. Und das ist sie auch, da ja mit der eigentlichen Kathedrale so viele andere Kirchen, Klöster und religiöse Gebäude im Laufe der Zeiten vom Staate für seine Zwecke genommen wurden. Jedenfalls ist die jetzige der Stadt Lissabon kaum würdig weder im Außern noch im Innern. In den Straßen fanden wir überall noch die Ueberreste des südländischen Karnevals und deshalb mutete uns das violette Gewand der Kirchen und der kreuztragende Heiland ganz wunderbar an. Letzteren fanden wir dargestellt in ein weitfaltiges violettes Gewand gekleidet, mit dem schweren Kreuze beladen, wie er gerade zusammenbricht. Vor dieser lebensgroßen Statue, die frei in der Kirche steht und von allen Seiten zugänglich ist, befinden sich gewöhnlich ein Messtisch, an dessen Seite das Volk auf Stufen zum Heiland emporsteigt, um, wie wir bemerkten, dessen Kleid bzw. Fuß zu küssen. Auf den Straßen wurden wir härtige „Schwarzen“ ziemlich angegaßt; das Volk ist ja nicht mehr so recht gewohnt, Ordensleute, am wenigsten in der Ordenstracht zu sehen. Sonst lief in der Stadt bereits Groß und Klein barfuß herum. Dann ging es zum Mittagessen, Verzeihung, ich wollte sagen, zum 2. Frühstück (12 Uhr) auf das Schiff zurück. Dabei kamen zwei von den portugiesischen Hafenbeamten neben uns zu sitzen, denen man auch eine Tasse Kraftbrühe (Bouillon) servierte. Die Speisefarte verstanden sie ja nicht und der Tischsteward dachte wohl, sie müßten doch den Inhalt der Tasse riechen. Was taten sie nun? Sie warfen recht viel — Zucker in die Tassen, gossen Milch hinein, rührten fest um und verkosteten den guten Trunk! Ich studierte ihre Mienen, während wir alle das Lachen kaum verhalten konnten. Der Zahlmeister, der vom Steward darauf aufmerksam gemacht wurde, meinte, lassen wir ihnen

die Freude, wenn es ihnen schmeckt. Doch gleichmecht schien es ihnen nicht zu haben, wenigstens machte der eine ganz verzweifelte Blicke in die Tasse, während er dem andern gegenüber seinen Gedanken in Worten Ausdruck zu geben schien. Was beide dachten, weiß ich nicht, hoffentlich nannten sie uns nicht unzivilisiert, daß wir solches Zeug genießen. Sonst hat ihnen wohl alles gemundet wie uns, die wir alle guter Dinge waren und bei bestem Appetit nach dem langen Fasten, das sich während der vorhergehenden Tage viele auferlegen mußten. Nachmittags begaben wir uns in einen anderen Stadtteil, der ein etwas freundlicheres Aussehen aufwies, mit schönen, breiten Straßen, besonders der „Freiheitsstraße“, und hübschen Parkanlagen und Plätzen, z. B. dem Handelsplatz u. a. Auf dem Rückwege sicher-ten wir uns die letzte europäische Festlandsmesse in der Kirche der irischen Domi-



Einjame Hütte am Umzimkulusfluß bei Mariatrost.

nikaner, die in Weltpriesterkleidung gehen und neben einem französischen Kloster das einzige in Bissabon geduldete Kloster sind. Drei Mann eines anderen bekannten Ordens leben in einem Privathause und wirken ganz versteckt. Dort also in Corpo ianto, ein Viertelstündchen vom Landungsplatz entfernt, lasen wir am 2. März die hl. Messe und wanderten dann längs des Tajo etwa eine Stunde weit bis zum berühmten Belem, dem ehemaligen Hieronymuskloster mit der prächtigen Kirche und dem sehr interessanten Kreuzgang. Ziel uns dieser Bau schon bei der Einfahrt auf, so gefiel er uns jetzt um so mehr, als wir uns nach der ermüdenden Wanderung in der Sonnenhitze so trefflich entlohnt sahen. Gerne hätten wir uns auch noch den Friedhof und Botanischen Garten angesehen, aber wir kamen nicht mehr dazu. Unser Weg führte uns noch etwas hinter Belem zu den irischen Dominikanerinnen, die ihr Kloster schon seit der Zeit der englischen Katholikenverfolgung hier inne haben und auch jetzt in diesen stürmischen Tagen halten unter dem Schutze der — englischen Flagge, die an ihrer Umfriedung weht. Vorige Woche erfuhren sie, daß sie binnen 24 Stunden gehen müßten, hatten bereits alles gepackt, als sich die Nachricht als Lüge entpuppte. Die eng-

lische Vertretung und Fahne schützt sie weiter und auch deren Schule — die beste in Portugal, das ja bekanntlich keinen Schulzwang hat. Nachdem wir dort bestens aufgenommen worden waren, besonders zur größten Freude einer deutschen Schwester aus Freiburg, die wieder einmal nach langer Zeit das Deutsche hörte, und nachdem wir die schöne Kirche der Schwestern mit dem Silberaltar uns angesehen hatten, fuhren wir mit der Elektrischen zum Hafen zurück und beendeten damit unsere Besichtigung Lissabons, denn nachmittags hatten wir unser Brevier zu beten und das bunte Kommen der neueinsteigenden portug. Passagiere zu befehen, die mit einer großen Schar von Angehörigen zum Schiffe kamen. So verging der Nachmittag auch ziemlich rasch, aber zur festgesetzten Abfahrt kam es am nämlichen Tage noch nicht, erst in aller Frühe (nach 6 Uhr) des folgenden Tages stießen wir ab und während der Rebel des Morgens und die Dunkelheit sich nach und nach hob, genossen wir noch einmal im Glanze der aufgehenden Sonne das herrliche Panorama der Stadt und der vorliegenden Orte. Es war der endgültige Abschied von Europa. Hier grüßten uns die Zinnen des berühmten Cintra-Pena-Schlusses und die ganze Hügelkette des gesegneten Fleckchens der Erde und dann, nachdem wir vom Frühstück auf Deck zurückgekehrt waren, dampften wir, das Land hinter uns lassend, hinaus in die offene See, die uns diesmal mit ihrem ganzen Wohlwollen entgegenkam: Spiegelglatt lag die See vor uns, vom Winde leicht gekräuselt, und nachmittags wurde es noch stiller und wärmer und wir hatten eine Fahrt in der vollen Poesie des weiten Ozeans. Die griesgrämige Bucht von Viscaya war da bald vergessen. So eine Fahrt gab es nach der Aussage öfters Reisender schon lange nicht mehr. Links, weit vom Horizont, schien noch einmal Europa uns zu winken, das wir gegen halb-zehn Uhr früh bereits aus unsern Augen verloren hatten. Mein Gebet und Segen eilte dabei nochmals zurück in meine ferne Heimat und eilte mir voraus ins neue Heim, dem ich auf hoher See entgegenfuhr.

Auf hoher See war's, als wir abends nach 6 Uhr bei Tisch durch das Pfeifen der Schiffs-pfeife aufgeschreckt wurden. Viele sprangen erschreckt auf. Was war geschehen? Bald klärte sich die Sache auf. Ein Schiff in Sicht! Doch wir hatten ja so manche schon gesehen und sind doch sang- und klanglos vorbeigefahren. Aber jetzt galt es eines zu grüßen und da fehlte wohl von den Passagieren und der Mannschaft keiner dabei, soweit sie vom Posten abkommen konnten. Es fuhr das Schwesterschiff „Wangoni“, das ebenfalls wie „Ussukuma“ der D. D. A. L. gehört, heimwärts nach Hamburg, aus Afrika zurück. Als wir — knapp bei Sonnenuntergang — aneinander vorbeifuhren, war auch drüben alles voll und beiderseits gab's ein Tücherschwenken und fröhliches, lautjubelndes Grüßen der Passagiere und das Grüßen der Schiffe selber durch Auf- und Abziehen verschiedener Fähnchen! Auf hoher See! Es hat einen eigenen Reiz, so eine Begegnung von Freunden! Doch allzu rasch fuhr man auseinander und wir vertieften uns in das einzig schöne Bild des farbglühenden Himmels und des verschiedenartig nuancierenden ruhigen Ozeans, bis die bald einsetzende Dunkelheit die „Wangoni“ und den Ausblick entzog, um die Sternenpracht des Himmels uns zu eröffnen.

Während ich das schreibe, am 4. März, wölbt sich über mir der klare, blaue Himmel und unser Schiff durchschneidet die tiefgrünen Fluten, die sich, soweit das Auge reicht, wie eine ebene Fläche ringsum ausbreiten. Die Folge davon ist auch das rasche Weiterkommen, wie der heutige Nachmittagbericht besagte. Wir legten 318 Seemeilen zurück, also 12,7 per Stunde und befanden uns so ziemlich in der Mitte zwischen Madeira und dem afrikanischen Marokko, beides freilich weit außer Sicht, obwohl ich besonders das jetzt historische Funchal (Madeira)

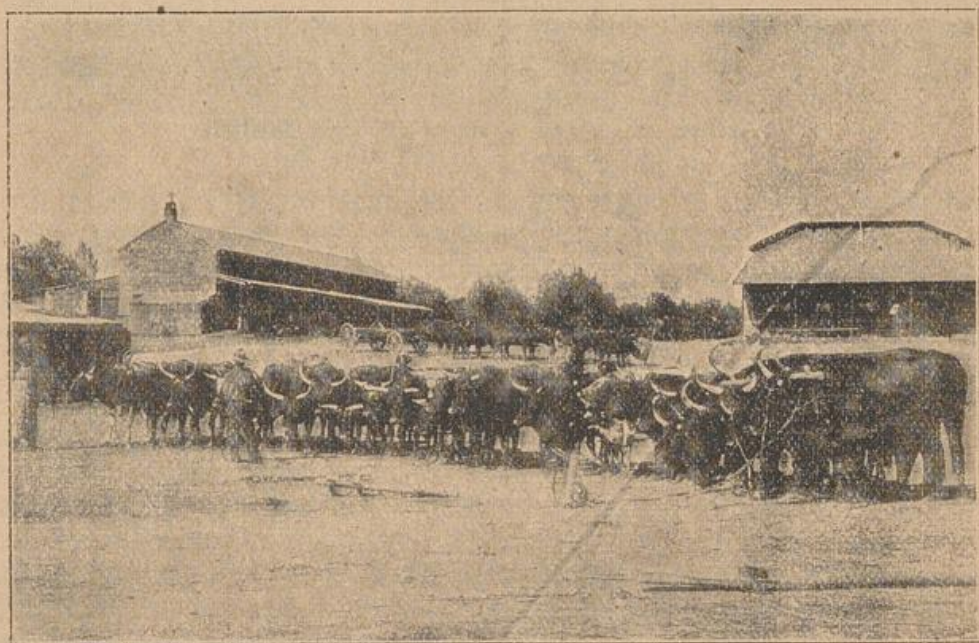
als ehemaliger Desterreicher wenigstens von der Ferne gern gesehen hätte. Und die Stundenzeit? Die Lissaboner Uhr wurde heute früh wieder um eine ganze Stunde zurückgestellt.
(Fortsetzung folgt.)

Bunte Bilder aus Maria Trost.

Von Schwester Amata, C. P. S.



Nowane lebte ganz zufrieden mit seiner Frau und seinen vier Kindern. Er hatte eine kleine Viehherde, einige Ziegen und pflanzte jedes Jahr Mais, Bohnen, Kartoffeln und Kürbisse. Seitdem er seine Frau und seine Kinder Kleider angezogen hatten, nannte er sich Christ. Er baute auch einen großen und geräumigen Kraal und ließ darin die Protestanten Gottesdienst halten. Jedesmal mußte die ganze Familie dabei erscheinen. Da kam nun auf einmal eine Zeit, daß Nkowane jedesmal, wenn die Protestanten Gottesdienst hatten, eine dringende Arbeit vorschickte; jeden Sonntag aber kam er zu unserm Missionskirchlein. Oft bat er unsern Katechisten, er möge doch zu ihm kommen und ihm etwas vom lieben Gott erzählen. Alle Angehörigen lauschten begierig zu. Eines Tages bat Nkowane den Missionar, er sollte statt des protestantischen Missionars in seiner Hütte Unterricht erteilen. Er kaufte auch ein Kreuz und ein paar Bilder und schmückte damit den Kraal. Derselbe sollte von jetzt ab nur mehr kirchlichen Zwecken dienen. Eine große Freude war es jedesmal für ihn und seine Angehörigen, wenn der Vater Missionar kam und vom Heiland und seiner Nachfolge redete. Jeremias — so hieß Nkowane bei den Protestanten — empfand es immer sehr schmerzlich, daß er wegen eines Leidens nicht jeden Sonntag zu dem 5 Stunden entfernten Missionskirchlein kommen konnte.



Die Ochsen werden aufgestellt zum Einspannen.